



Leseprobe

Oliver Clements

Im Dienst der Königin Historischer Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 560

Erscheinungstermin: 21. Dezember 2022

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

*Für meine Schwester Gwendolyn,
die dafür sorgt, dass Lichter leuchten,
Geheimnisse geheim bleiben
und Drachen fliegen.*

*Hatfield House, Hertfordshire,
erste Novemberwoche 1577*

Zum ersten Mal zeigt sich der Große Komet im zwanzigsten Regierungsjahr Ihrer Majestät, Königin Elizabeth von England. Tief am Himmel taucht er über dem westlichen Horizont auf, und weithin wird angenommen, dass er das Ende aller Tage ankündigt, eine Zeit, da der Menschensohn kommen wird, um über sämtliche Völker der Erde zu richten, ehe sich die Meere erheben, die Sonne schwarz wird und flüssiges Feuer vom Himmel fällt.

Zwanzig Meilen nördlich von London, im Hatfield House in Hertfordshire, liegt die Königin krank in ihrem Bett. Sie schwitzt, ihre Glieder schmerzen, und ihre Eingeweide verkrampfen sich. Als sie von dem Kometen erfährt, schickt sie ihre Ärzte fort und lässt stattdessen Dr. John Dee zu sich rufen. Allerdings ist es heute zu spät, um noch eine Nachricht an ihn zu senden.

In dieser Nacht schläft Ihre Majestät sehr schlecht, sie

hat Alpträume von kochendem Feuer und kreischenden Männern. Als sie wach wird, erklärt sie ihren Kammerfrauen, dass sie in den Whitehall Palace zurückkehren möchte. Dort weiß sie ihre Londoner in der Nähe, kann mit ihren Geheimräten tagen und wird bereits an Ort und Stelle sein, wenn John Dee eintrifft.

Ihre Ärzte und Kammerfrauen raten ihr ebenso davon ab wie Sir John Jeffers, der just an diesem Tag zum Hauptmann ihrer Leibgarde ernannt wurde.

»Die Straße ist sehr schlecht und das Wetter nicht minder«, warnt er Lettice Knollys, die Erste Kammerfrau, die zu ihm geschickt wurde, um ihn über die Wünsche der Königin in Kenntnis zu setzen. »Und da Ihre Majestät schon jetzt krank ist ...«

Seine Stimme erstirbt unter Mistress Knollys' vernichtendem Blick.

»Nun gut«, gibt er sich seufzend geschlagen, »ich werde mich darum kümmern.«

So beaufsichtigt er am späten Vormittag eines scheußlichen Tages mitten im Regen, der von einem pechschwarzen Himmel herabprasselt, die Reisevorbereitungen der unmittelbaren Vertrauten Ihrer Majestät, die in fünf Kutschen das Allernötigste mitnehmen – unter anderem den Toilettenwagen, damit sie sich unterwegs erleichtern kann. Als sie sich schließlich auf der Landstraße in Richtung Osten und Waltham Cross in Bewegung setzen, hoffen sie, London vor Einbruch der Dunkelheit zu erreichen.

Doch Jeffers behält recht: Zu dieser Jahreszeit ist die Straße tatsächlich in einem erbärmlichen Zustand. Bald

bricht an der Hauptkutsche der Königin eine Achsenfeder, und dann beginnt auch noch ein Pferd im Gespann vor dem zweiten Wagen zu lahmen, sodass sie es in Waltham Cross zurücklassen müssen. Bevor sie kurz nach Mittag die große Weggabelung erreichen und in südlicher Richtung abbiegen, müssen sie zusätzlich dreimal anhalten, damit sich Ihre Majestät in den Toilettenwagen begeben und ihre Gedärme – komfortabel und von niemandem gestört – entleeren kann. Jedes Mal muss der ganze Konvoi stehen bleiben und alle mit abgewandtem Blick warten, während die Königin von einem Wagen zum anderen geführt wird. Unter den Frauen bricht ein Streit darüber aus, bei wem Ihre Majestät einsteigen soll, und bald weiß Jeffers nicht mehr, wo ihm der Kopf steht.

»Wir hätten bis morgen warten sollen«, hält ihm sein Sergeant vor, als sie wieder einmal zu einer Pause gezwungen sind.

»Versuch doch mal, das Mistress Knollys zu sagen.«

Es wird bereits Abend, als sie sich dem großen Wald südlich von Waltham nähern. Kurz bevor sie ihn erreichen, gerät der Zug erneut ins Stocken, denn sie kommen einfach nicht an einem hoch mit Mist beladenen Karren vorbei, von dem eine widerwärtige Dampfwolke aufsteigt.

»Nur fürs Düngen zu gebrauchen«, kommentiert der Sergeant.

Jeffers fordert den Fuhrmann auf, den Weg frei zu machen, dann bläst der Trompeter ein Signal. Doch der Karren ist einfach zu breit und der Weg zwischen den hohen Hainbuchen zu schmal, sodass dem Kutscher wenig anderes übrig bleibt, als fester auf sein Tier einzuschlagen.

Die Prozession der Königin – jetzt von einem stinkenden, primitiven Karren angeführt – kriecht im Schnecken-tempo dahin. Eine gute Stunde lang geht das so weiter, bis der Weg immer sumpfiger wird und ihnen an den Rändern wachsende Brombeerbüsche die Haut zerkratzen. Schließlich bleibt der Karren im Schlamm stecken, und das Zugpferd müht sich vergeblich damit ab, ihn auch nur einen Zoll weiterzubewegen.

»Dem gehört doch Scheiße ins Maul gestopft!«, schimpft der neben dem Kutscher sitzende Hauptmann.

Jeffers will gerade aufstehen, um irgendetwas zu tun – was, das weiß er selbst nicht –, als auf der Ladefläche des Karrens zwei Männer aus dem Stroh auftauchen. Sie wirken wie Dämonen. Einen Moment lang starrt Jeffers sie nur an und traut seinen Augen nicht. Die Kerle haben Hakenbüchsen, und der vom Stroh aufsteigende Dampf war in Wirklichkeit Rauch. Sie haben die Lunten ihrer Waffen entzündet, und die brennen jetzt unaufhaltsam. Jeffers wirft sich zur Seite, als vor ihnen zwei Blitze zu zucken und die Waffen mit einem dumpfen Donnerschlag explodieren. Gleich darauf macht er einen gewaltigen Satz und kracht auf die Erde. Im selben Moment zerfetzen die Kugeln aus den zwei Hakenbüchsen dem Kutscher das Gesicht. Sein Kopf schnellt zurück, und mit in die Höhe fliegenden Armen wird er aus seinem Sitz geschleudert.

Benommen versucht Jeffers aufzustehen, doch nun tauchen aus den Schatten über seinem Kopf immer mehr Schemen auf, jeder mit Hakenbüchse und brennender Lunte. Unter wirrem Gebrüll versucht Jeffers, sein Schwert zu ziehen. Als das nicht gelingt, will er wenig-

tens zurück auf den Kutschbock klettern, rutscht aber im Schlamm aus. Für Ihre Majestät würde er sich vor jede Waffe werfen, doch bevor er zu irgendetwas ansetzen kann, erleuchtet ein Dutzend Blitze das Dach aus Baumkronen, und ein ohrenbetäubendes Donnern erfüllt die Luft. Stachel aus grauem Rauch kommen aus der Dunkelheit geschossen, und blitzschnell werden zehn oder sogar zwölf Löcher in die bunt bemalte Holzvertäfelung der königlichen Kutsche gestanzt.

Auf ihren Sitzen in den anderen Fahrzeugen schreien die Leibwächter Ihrer Majestät vor Wut und werfen eilig die durchnässten Umhänge ab. Entschlossen springen sie dann aus den Kutschen, rutschen unfreiwillig die steile Böschung am Wegesrand hinunter und bemühen sich in aller Eile, sie wieder zu erklimmen. Doch bevor sie oben ankommen, ja sogar bevor sich der Rauch aus den Schusswaffen verzogen hat, sind die Schützen, Phantomen gleich, mitsamt ihren Hakenbüchsen verschwunden.

John Jeffers führt die Verfolger an. In wilder Jagd brechen sie durch den Wald und geraten auf dem unebenen Gelände immer wieder ins Stolpern, während ihnen alle Arten von Zweigen und Ästen ins Gesicht peitschen und die Haut zerkratzen. Doch die Schützen scheinen sich wie durch Hexerei in Luft aufgelöst zu haben. Ein ersticktes Wut- und Schmerzgeheul dringt an John Jeffers' Ohren, und er bemerkt, dass es aus seiner eigenen Kehle kommt.

»Himmelherrgott!«, brüllt er, als er in der Dunkelheit auf die Knie stürzt. »Verflucht!« Er schlägt mit dem Kopf auf die Erde. »Verflucht!«

Nach einer ganzen Weile rappelt er sich wieder auf.

Rings um ihn haben sich seine Männer postiert, jeder von ihnen mit gezücktem Schwert. Er hört sein eigenes Herz schlagen, seine Männer keuchen und den Regen aufs Laub prasseln. Bis auf einige Kratzer im Gesicht ist keinem etwas passiert. Und Jeffers hat seinen Hut verloren. Stumm stehen sie da und starren ins Leere, alle wie gelähmt.

Das ist das Ende.

Jeffers gibt sich einen Ruck. »Nun«, sagt er und stockt.

Hat sie vielleicht doch überlebt? Haben die Attentäter am Ende danebengeschossen?

Er holt tief Luft. »Los, weiter.«

Jeffers setzt sich in Bewegung, und seine Männer folgen ihm schweigend. Es ist, als gingen sie zum Schafott. Schon sind von der Straße Schluchzen und das verstörte Schnauben von Pferden zu vernehmen. Eine Frau weint. Über dem scharfen Geruch von verbranntem Schießpulver zieht eine erdigere, blutigere Note heran, wie von einem Schlachtfeld.

»Um der Liebe Gottes willen, zündet eine Laterne an!«, befiehlt Jeffers.

Die Frauen haben bereits die Türen der königlichen Kutsche aufgerissen. Eine von ihnen dreht sich zu Jeffers um. Es ist Jane Frommond, eine der jungen Hofdamen. Ihre Handflächen sind von Blut und Staub schwarz verfärbt, und ihr verschmutztes Kleid sieht aus wie die Schürze eines Metzgers.

»Sie ist verletzt«, sagt sie. »Eine Kugel. In der Schulter. Und eine hier, im Bauch.« Sie zeigt auf ihren eigenen Leib.

Jeffers bekreuzigt sich mit zitternder Hand. Er hat in den Niederlanden gegen die Spanier gekämpft. Solche Wunden sieht er nicht zum ersten Mal. Er weiß, was sie bedeuten.

»Wir brauchen einen Arzt!«, ruft eine andere Ehrendame, Mary Sidney. »Bringt sie nach London.«

Das Beste wäre es, sie bequem zu betten, denkt Jeffers. Bei ihr zu sitzen und sie in der nächsten Stunde einfach zu halten, denn es wird ihre letzte sein.

»Gut«, willigt er dennoch zögernd ein, denn niemand sollte sie jetzt untätig herumstehen sehen. Sie müssen beschäftigt wirken. Darum ...

Er befiehlt seinen Männern, den Heukarren von der Straße zu schaffen, und schickt einen Reiter voraus, einen blutjungen Burschen, dem er sein bestes Pferd gibt. Er soll dem Hofstaat Meldung erstatten und einen der Leibärzte der Königin holen, dazu den Pfarrer Ihrer Majestät, die Mitglieder des Kronrats und – vor allem – Master Francis Walsingham.

1



*Whitehall Palace, London,
derselbe Abend, erste Novemberwoche 1577*

Sir William Cecil, First Baron Burghley, steht mitten auf dem Hof des Whitehall Palace im Dunkeln, direkt neben Sir Christopher Hatton, den die Königin erst kürzlich in den Kronrat berufen hat – laut einem von Cecil gestreuten Gerücht einzig und allein, weil er ein außergewöhnlich anmutiger Tänzer ist. Beide starren hinauf zum Großen Kometen am Nachthimmel.

»Dort. Seht Ihr ihn nicht, Sir Christopher? Sein Schweif zeigt auf die Niederlande«, erklärt Cecil in scherzhaftem Ton.

Damit reicht er dem anderen die Hand zur Versöhnung. Er ist bereit, endlich einen Streit beizulegen, bei dem die Parteien im Kronrat seit Monaten erbittert darüber diskutieren, ob man Truppen entsenden und den protestantischen holländischen Armeen im Kampf gegen die Spanier und die katholischen Holländer beistehen soll.

Cecil hatte gehofft, der Zwist hätte ein Ende gefunden, da die Königin sich zu guter Letzt zu einem militärischen Eingreifen entschieden hat – ganz im Sinne der von Cecil und Walsingham geführten Partei, während Hattons Anhänger das Nachsehen hatten. Doch allem Anschein nach ist Hatton noch nicht so weit, seine Niederlage zu akzeptieren und die ihm entgegengestreckte Hand zu ergreifen.

»Das kann alles und nichts bedeuten«, erwidert er abfällig.

»Nein«, widerspricht Cecil. »Es bedeutet, dass schon bald gute protestantische Engländer ihren holländischen Vettern zu Hilfe eilen und wir gemeinsam die Spanier zurück hinter ihre Grenze treiben werden. So Gott will, werden wir ihnen einen solchen Schlag versetzen, dass das christliche Abendland ein für alle Mal vom papistischen Aberglauben befreit wird.« Erneut spricht er halb im Scherz.

»Dennoch halte ich es für einen großen Fehler«, entgegnet Hatton ernst. »Wir sollten ihnen nicht einmal Geld schicken, ganz zu schweigen von Truppen. Damit plündern wir nur unsere Staatskasse, schwächen unsere Armee und vereinen Spanien und Frankreich gegen uns. Mehr noch, wir geben ausgerechnet denjenigen Auftrieb, die sich gegen ihren rechtmäßigen König erheben. Ihre Majestät sät den Wind, und wir werden den Sturm ernten.«

Cecil seufzt. »Diese alte Leier hören wir nun schon seit Jahren. Es ist schlicht und ergreifend eine Tatsache, dass die Spanier Holland zermalmen werden, wenn wir sie lassen. Und danach werden sie sich gegen uns wenden und

uns zermalmen. Auch so wird es Kämpfe geben, ich weiß, und die werden uns sowohl Gold als auch Blut kosten. Aber es wird erheblich weniger sein, wenn sie jetzt geführt werden, und zwar von den Holländern. Wer heute Geld ausgibt, spart morgen. Ich bin froh, dass die Königin endlich Vernunft angenommen hat.«

Hatton lässt alle Luft durch den Mund entweichen. »Zwanzigtausend Pfund? Zehntausend Mann? Dabei wird es kaum bleiben, Lordschatzmeister!«

Cecil weiß, dass es Hatton gar nicht ums Geld geht. Es ist vielmehr der alte Glaube, den dieser Mann herbeisehnt. Die Rückkehr in den Schoß der römischen Kirche. Und das ist der eigentliche Grund, warum die Königin ihn in den Kronrat berufen hat: nicht etwa wegen seiner ansehnlichen Waden – obwohl er die durchaus hat –, sondern weil sie in Angelegenheiten wie dieser von Natur aus sehr vorsichtig ist und die Risiken sieht, die sie bergen. Hatton dient ihr also als Bollwerk gegen Master Walsinghams Eifer.

»Nun«, brummt Cecil, »jetzt geschieht es jedenfalls.«

»Wir werden sehen«, erwidert Hatton. »Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.«

In plötzlich aufflammendem Zorn wirbelt Cecil zu ihm herum. Dieser Streit währt schon länger. Mal scheint die eine Seite zu gewinnen, mal die andere. Es gibt nichts Neues mehr zu sagen.

»Was meint Ihr damit, Hatton?«

Hatton ist größer, jünger und sehr viel beweglicher. Doch Cecil ist Sir William Cecil, Lord Burghley, der Lordschatzmeister von England, und niemals sind zwei

Soldaten der königlichen Leibwache mehr als zehn Schritt von ihm entfernt.

»Nichts«, sagt Hatton beschwichtigend. »Nichts weiter, das versichere ich Euch.«

Knurrend zieht Cecil die über seine Schultern drapierten Pelze gerade. Insgeheim wundert er sich über seinen Ausbruch. Vielleicht, weil er weiß, dass er andere – zumindest teilweise – recht hat? Als die protestantischen holländischen Provinzen sich vor nunmehr fünf Jahren zum ersten Mal gegen den katholischen König von Spanien erhoben, wandten sie sich an die Engländer um Hilfe – Geld, Truppen oder wenigstens Schiffe –, doch Ihre Majestät war sich der göttlichen Stellung des Königs nur allzu bewusst. Außerdem hatte sie große Angst davor, die Spanier zu vergrämen, sodass sie zauderte und es fünf Jahre dauerte, bis Cecil und Walsingham sie dazu überreden konnten, den Holländern zu helfen.

Doch selbst wenn sie jetzt endlich handelt, kann man nie wissen, ob sie es sich nicht nächste Woche wieder anders überlegt. Oder übernächste. Und vorausgesetzt, sie bleibt bei ihrem Entschluss: Wird die Verheißung von Geld wirklich genügen, um die brüchige Allianz mit Holland zu bewahren? Den sogenannten Frieden von Gent? Wenn die Calvinisten unter Wilhelm von Oranien im Norden zu viel Macht gewinnen, werden die katholischen Staaten im Süden mit Sicherheit unter Philippe de Croÿ zu König Philipp von Spanien zurückkehren. Und dann wird England wieder dort sein, wo es schon einmal war, nur dass zwanzigtausend Pfund weg sein und zehntausend Engländer ihr Leben verloren haben werden.

Doch gegenwärtig ist Cecil zufrieden. Und da keine Arbeit ansteht, die nicht bis zum nächsten Tag warten kann, denkt er gerade daran, nach Hause zu gehen, als er plötzlich die Kirchenglocken in der ganzen Stadt läuten hört.

»Was, in Gottes Namen, ist das denn? Ein Feuer?«

Einen Augenblick später wird Sir John Jeffers' junger Diener – vor Schmutz starrend, stinkend und tränenüberströmt – über den Hof zu ihm ins Amt geführt.

»Nun, mein Junge, was ist da draußen los?«

Kaum sind die ersten Worte gesprochen, ziehen sie sich bestürzt in Walsinghams Privatgemächer zurück, wo sie den Jungen sofort eindringlich befragen. Dieser ist schon heiser, nachdem er durch die ganze Stadt gelaufen ist und in allen Straßen verkündet hat, dass die Königin tot ist.

»Aber du hast ihre Wunden nicht gesehen?«, vergewissert sich Hatton.

Der Junge schüttelt den Kopf. »Kaum war es passiert, hat mich Captain Jeffers sofort hierhergeschickt, Sir. ›Melde ihnen, dass auf sie geschossen wurde‹, hat er gesagt. ›In den Bauch. Von einem Dutzend Männer ... alle mit Hakenbüchsen ... bei Waltham Forest.‹ Ich hab die Kutsche gesehen. Voller Löcher war sie, Sir, wie ein Sieb. Und ihre Begleiterinnen haben geweint und sich die Haare gerauft. Und Mistress Frommonds Hände waren voller Blut.«

Zur Verdeutlichung zeigt er ihnen seine von Leder bedeckten Handflächen, als wären auch sie blutbefleckt. Seine Augen glühen wie die eines Irrsinnigen, und er hat seine Kappe verloren.

»Aber als du losgeritten bist, war sie nicht tot?«, erkundigt sich Hatton erneut.

»Ich wollte nicht rumstehen, bis es so weit ist.«

»Verstehe«, murmelt Cecil. Er dankt dem Jungen und schickt ihn in die Küche. »Nur erschreck mir unsere Köche nicht«, schärft er ihm ein. »Wir haben eine lange Nacht vor uns und werden ihre Dienste noch benötigen.«

Rasch ordnet er an, dass die Ärzte der Königin alarmiert werden sollen, dann entsendet er berittene Boten zu Robert Dudley, dem Earl of Leicester, und auch zu Master Walsingham. Als Nächstes fordert er mehr Kerzen an und befiehlt seinen Dienern, im Kamin ein Feuer zu schüren. Zu guter Letzt verlangt er, dass der im Kellergewölbe aufbewahrte Sarg nach oben geschafft werden soll. Danach setzt er sich an den Tisch und wird für einen Moment ganz still. Nur seine Finger trommeln auf dem Holz einen Rhythmus aus seiner Kindheit.

»Lieber Gott«, sagt er, mehr zu sich selbst als an Hatton gerichtet. »Himmelherrgott. Und jetzt?«

Hatton erwidert nichts darauf. Stattdessen beginnt er, im Dunkeln herumzutigern wie eine Katze. Cecil hat förmlich vor Augen, wie er unruhig mit dem Schwanz zuckt.

Im nächsten Augenblick führt ein Diener zwei Träger herein, die den Sarg bringen. Nachdem sie die Totenbahre auf den Tisch gewuchtet haben, machen sie sich daran, das Kaminfeuer und die Kerzen anzuzünden.

Cecil bleibt am Tisch stehen, den Blick starr auf den Sarg gerichtet. Er weiß, dass er jetzt den Code zur Verschlüsselung von Mitteilungen aus seinem Wams angeln

und damit beginnen sollte, all die Boten zu sich zu rufen, die er benötigen wird, um die Kunde zu verbreiten und die für einen möglichen Notfall schon vorab verfassten Briefe zu versenden: an George Talbot in dessen Burg bei Sheffield, damit er gewarnt ist und Mary, die Königin von Schottland, noch schärfer bewachen lässt, denn höchstwahrscheinlich steckt sie hinter diesem Komplott zur Ermordung von Königin Elizabeth und ist wohl auch das Zentrum all dessen, was noch folgen wird. Unbedingt sollte er auch den Lord Warden of the Cinque Ports, verantwortlich für die Hafenstädte Dover, Hythe, Hastings, Romney und Sandwich, in Kenntnis setzen; dazu Edward Clinton, den Großadmiral der Flotte im Schmalen Meer zwischen England und Westeuropa, um ihn vor einem jeden Moment möglichen Überfall aus Spanien zu warnen. Gleichmaßen sollte ein Brief an den Govenor von Berwick gehen, dass er sich für feindliche Einmärsche aus Schottland wappnen muss. Über all das hinaus muss er die Miliz von London mobilisieren und den Konstabler des Towers anweisen, seine Festung auf die Ankunft eines Hofstaats ohne Königin vorzubereiten.

Das alles haben sie für den Notfall geplant, doch jetzt, da dieser eingetreten ist, kommen ihm seine Maßnahmen so nutzlos vor.

Völlig sinnlos.

Denn Elizabeth Tudor ist tot. Lang lebe Mary Stuart.

Cecil starrt immer noch schweigend den Sarg an, auf den sich eine Staubschicht gelegt hat, die so dick ist, dass man sie für ein zerknittertes Tuch halten könnte. Er kann einfach nicht glauben, dass sie tot sein soll. Elizabeth, die

Königin, die so viel erlitten und die so vielen Menschen so viel bedeutet hat. Die Königin, auf der all ihre Hoffnungen ruhten.

Gott im Himmel!

Eine Überraschung ist es natürlich nicht, schließlich ist es lange angedroht und lange erwartet worden. Doch so sehr er auch über die Jahre versucht hat, es sich vorzustellen und sich – wie alle anderen auch – darauf vorzubereiten, hat er bis heute nie wirklich begriffen, wie es sich anfühlen würde. Selbst als sie 1562 mit den Pocken darniederlag, glaubte er nicht, dass sie tatsächlich *sterben* würde. Nach allem, was sie durchgemacht hatte, nach all den Gefahren, die sie überstanden hatte, als es um sie herum von Männern wimmelte, die ihr erbittert nach dem Leben trachteten, war der Gedanke, dass sie ihrer eigenen körperlichen Schwäche erliegen sollte, einem Affront gleichgekommen.

Hatton sitzt ihm schweigend gegenüber. Er wartet. Es kursiert das Gerücht – laut Walsingham ist es realistisch, laut Hatton jedoch völlig aus der Luft gegriffen –, dass Hatton Mary von Schottland versprochen hat, der Erste zu sein, der nach Schottland kommt und sie abholt, sollte Elizabeth ohne Erben sterben. Dass er bei der feierlichen Prozession durch London ihr königliches Schwert vor sich hertragen wird, bis sie den Thron besteigt.

Und doch sitzt er immer noch da, mit seiner langen Nase, dem kunstvoll geformten Bart und seiner Samtkappe, die mit einem Band aus vergoldeten Perlen und einer kecken weißen Feder geschmückt ist. Dazu trägt er ein mit goldenen Fäden durchwirktes Schultertuch, das

sich vom dunklen Stoff seines Wamses abhebt und im Kerzenlicht herrlich schillert. Dass er ein Prachtstück wie dieses ausgerechnet heute Abend trägt, kann man ihm wahrlich nicht vorwerfen – wie hätte er schließlich ahnen können, was geschehen würde? Dennoch nimmt Cecil es ihm übel.

Er beugt sich zu ihm hinüber. »Sir Christopher, müsstet Ihr jetzt nicht irgendwo anders sein?«

Hatton blickt ihn herausfordernd an. »Nein, Mylord.«

Zufrieden mit der Spitze, die er ausgeteilt hat, lehnt Cecil sich zurück.

»Der Lord of Leicester dürfte bald bei uns eintreffen«, lässt er sein Gegenüber wissen. »Und auch Master Walsingham.«

Hatton schnalzt mit der Zunge. »Sehr gut. Vielleicht wird Master Walsingham dann in der Lage sein, uns darüber aufzuklären, wie das geschehen konnte. All seine teuflischen Verschwörungen und Pläne, dieses Spionieren in jedem größeren Haus, die Siegel, die er aufgebrochen hat, dieses Schnüffeln in den Angelegenheiten fremder Prinzen – wozu? Für nichts!«

»Aber für Euch ist es doch gar keine so große Katastrophe, oder, Sir Christopher?«, stichelt Cecil. »Das Einzige, was Ihr bedauert, ist schließlich, dass Ihr nun nicht auf dem Maskenball zum Geburtstag Ihrer Majestät über die Tanzfläche wirbeln könnt, nicht wahr? Oder habt Ihr etwa eine andere Art von Tanz im Sinn – einen horizontaler Natur mit der neuen Königin? Ist es das?«

»M... Mylord Burghley«, stammelt Hatton, sichtlich betroffen. »Ich bin ... Mein Einwand gegen Hilfe für

die Holländer ist nicht so ... Niemals würde ich ... Das Leben Ihrer Majestät ... Ihr beschuldigt mich eines ...«

Hatton ist tatsächlich so schockiert, dass er keinen zusammenhängenden Satz mehr herausbringt. Auch scheint ihm nicht ganz klar zu sein, was Cecil ihm eigentlich vorwirft.

Nun, ganz genau weiß Cecil das auch nicht, aber er hat das Gefühl, dass er großes Unrecht erlitten hat – dass *England* großes Unrecht erlitten hat – und dass wegen dieser verhängnisvollen Nacht eine bedeutende Frau tot und Cecils Lebenswerk ein Scherbenhaufen ist. Und dort, am anderen Ende des Tisches, sitzt ihm jener Mann mit dem prächtigen Bart, den goldüberzogenen Perlen und dem golddurchwirkten Wams gegenüber, dem das Schicksal plötzlich wohlgesonnen zu sein scheint.

*Mortlake, im Westen von London,
erste Novemberwoche 1577, derselbe Abend*

Dr. John Dee steht zusammen mit seinem Nachbarn und Freund, Thomas Digges, in seinem Garten. Sein optisches Glas an ein Auge gepresst, beobachtet er den feuerroten Himmelskörper mit dem grellweißen, langen Schweif.

»Was, um alles in der Welt, kann dieser Komet bedeuten, Sir?«, fragt Thomas Digges.

»Vielleicht«, erwidert Dee, ohne die Augen vom Fernrohr zu nehmen, »besteht eine seiner wichtigsten Aufgaben darin, dich darauf hinzuweisen, dass du mich angesichts unserer nun schon seit zwanzig Jahren oder noch länger bestehenden Bekanntschaft mit meinem Vornamen ansprechen solltest, zumal ich dich als meinen Freund betrachte und annehme, dass es sich umgekehrt ebenso verhält. Wie siehst du das?«

Darüber denkt Digges einen längeren Moment nach.

»Glaubt Ihr ... glaubst *du* denn, dass der Himmel so

viel Aufhebens um eine solche Bagatelle machen würde?«, fragt er schließlich zurück.

»Eine bemerkenswerte Frage, Thomas. Wie viel Kraft könnte es Gott wohl kosten, einen Kometen wie diesen auszusenden? Wenn Er allmächtig ist – und das ist Er –, würde Er dann nicht beliebig viele Kometen aussenden, um die Menschheit an alle möglichen Kleinigkeiten zu erinnern: dass wir die Schuhe in der Nacht mit der Öffnung nach unten aufstellen sollen, damit sich die Dunkelheit nicht in ihrem Inneren zusammenballen kann; dass wir unseren Gänsen das Schnattern austreiben sollen, damit sie dem Fuchs nicht zum Opfer fallen; dass ...«

»... wir dem Buchhändler zahlen sollen, was wir ihm schulden«, unterbricht ihn Digges, »damit er nicht auf die Dienste von Schuldeneintreibern zurückgreifen muss?«

»Ja, das auch«, bestätigt Dee. »Aber solche Leute schickt ja nicht Gott, oder?«

»Und wenn Er es täte?«

»Dann würde ich natürlich rechtzeitig daran denken, dem Buchhändler sein Geld zu geben, damit Gott nicht zu all den anderen Maßnahmen gezwungen wäre.«

Dee gibt Digges das optische Glas zurück. Für eine Weile schweigen sie einträchtig, und jeder hängt seinen Gedanken nach, bis schließlich Digges wieder das Wort ergreift, jetzt in ernsthafterem Ton.

»Worauf, glaubst du, weist der Komet wirklich hin, John? Verkündet er das Ende der Zeiten, wie es Luther vorhersagt?«

Dee atmet aus. Luther hat sich ausgiebig mit dem nahenden Ende der Welt befasst, das scheinen die Deut-

schen alle gemeinsam zu haben. Es ist fast, als würden sie Geschmack daran finden: Feuer und Schwefel, plötzlicher Tod durch Gewalt.

Komisch, denkt er.

»Vielleicht, vielleicht«, sagt er. »Und sieh nur, sein Schweif zeigt nach Osten, auf die Niederlande.«

Digges wartet.

»Johannes Trithemius erinnert uns daran, dass engelhaftige Geisterwesen jeweils für eine Zeit von 354 Jahren über die Planeten herrschen werden, und es kann sein, dass dieser Komet auf das Ende einer Periode und den Beginn einer neuen hinweist«, fährt Dee fort. »Darum kündigt er vielleicht gar nicht das Ende der Zeiten an, von dem Luther spricht, sondern den Beginn einer neuen Ordnung, die von einem tugendhaften Engel überwacht wird. Es ist durchaus möglich, dass es der Welt bestimmt ist, unter einem letzten Herrscher vereint zu werden, geistig wie politisch. Möglicherweise kommt eine Zeit, da alle Sünden getilgt werden und wir in einen Zustand der Reinheit zurückkehren, wie wir sie nicht mehr erlebt haben, seit Adam von der verbotenen Frucht gegessen hat.«

Er klingt optimistisch. Digges ist es nicht.

»Aber wurde nicht auch in dem Jahr der Schlacht von Hastings ein Komet gesehen?«

Digges meint den Himmelskörper, der 1066 über England auftauchte und nicht nur auf den nahenden Tod des letzten englischen Königs, Harold, verwies, sondern auch auf die Thronübernahme durch den französischen Eroberer Wilhelm.

Plötzlich verdüstert sich die Atmosphäre. Beide denken

an die gegenwärtige Throninhaberin: Königin Elizabeth, deren Leib und Leben von allen Seiten bedroht wird. Wie muss sie sich beim Anblick eines solchen Zeichens fühlen?

»Wirst du sie aufsuchen?«, erkundigt sich Digges. »Ihre Majestät?«

Dasselbe fragt sich Dee, seit er den Kometen zum ersten Mal gesehen hat. Er kann sich einfach nicht vorstellen, dass sie die Erscheinung in diesem Augenblick nicht ebenso beobachtet wie er – wenn auch unter weitaus bequemeren Bedingungen, vermutlich in Zobel gehüllt und ohne die stinkende Themse, die hier ständig gegen seine Zehen schwappt. Und schon gar nicht kann er sich vorstellen, dass sie nicht an ihn denkt, so wie seine Gedanken bei ihr sind.

»Wenn sie nach mir ruft, gehe ich natürlich zu ihr«, erklärt Dee, ohne ein *Aber* hinzuzufügen.

Schweigend hält sich jetzt der junge Digges das Glas ans Auge.

»Es kann natürlich auch sein, dass der Komet auf irgendeine große Entdeckung hinweist«, fährt Dee fort, darum bemüht, einen hoffnungsvolleren Ton anzuschlagen. »Auf einen Schatz vielleicht? Oder vielleicht, so Gott will, auf das Ende unseres großen Unterfangens, auf die Entdeckung dessen, wonach wir all die Jahre gesucht haben.«

Digges lässt das Fernrohr sinken. »Meinst du das Erz, mit dem Frobisher zurückgekehrt ist?«

»Nun ja, das auch«, murmelt Dee, der das Erz ganz vergessen hat – immerhin fast zweihundert Tonnen –, das der

Admiral aus der Neuen Welt mitgebracht hat. Dabei hat er selbst eine Probe davon ergattert, damit Roger Cooke, sein Assistent bei den alchemistischen Experimenten, versuchen kann, daraus Gold herzustellen – bisher leider ohne Erfolg. »Aber eigentlich dachte ich an etwas anderes. An etwas, was eher in unseren Bereich fällt.«

Damit meint er natürlich den *lapis philosophorum*, den Stein der Weisen.

Digges schnappt nach Luft. »Bist du der Lösung so nahe?«

»Ganz nahe!«, bestätigt Dee lachend. »Vielleicht noch eine Destillation.« In Wahrheit meint er damit zehn mal zehn mal zehn.

Beinahe hätte seine Ankündigung Digges vom Kometen abgelenkt.

»Aber John, das ist ja eine großartige Neuigkeit!«, ruft der junge Mann. »Glückwunsch, mein Freund! Dann wirst du dich nie wieder wegen irgendwelcher Rechnungen von Buchhändlern grämen müssen.«

Dee lächelt. Ja, es ist nicht wirklich verwunderlich, wenn ein Mann, der sich so sehr für Ferngläser begeistern kann, auch danach strebt, die Mächtigen zu einem belanglosen Etwas schrumpfen zu lassen.

»Das Gold wäre durchaus nützlich«, räumt Dee ein, »aber es ist das Elixier des Lebens und damit der Ewigkeit, das mich in das größte Entzücken versetzen würde.«

Just in diesem Moment ertönt vom Fluss her ein Ruf. Ein Boot nähert sich.

»Wer kann das so spät am Abend sein?«, fragt Digges.

2



*Whitehall Palace, London,
derselbe Abend, November 1577*

Die Kutsche der Königin ist noch nicht in Whitehall eingetroffen, als Master Francis Walsingham, der Erste Privatsekretär Ihrer Majestät, und sein eigener Sekretär, Robert Beale, von vier streng dreinblickenden Gardesoldaten ins Kabinettszimmer geführt werden. Bei glitzernem Kerzenlicht sitzen sich Cecil und Hatton am Ende des langen Tisches gegenüber. Die Stimmung ist düster.

»Endlich.« Etwas schwerfällig erhebt sich Cecil und schlurft Walsingham entgegen, um ihn zu umarmen. Obwohl er ein untersetzter Mann mit kurzen Armen ist, hat es etwas Tröstliches, seinen von einem Pelz gewärmten Körper zu spüren. Und Trost hat Walsingham in diesem Moment dringend nötig.

»Gott schütze dich, Francis«, murmelt Cecil. »Gott schütze uns alle, denn ich fürchte, dass wir bald auf Seine Gnade angewiesen sein werden.«

»Dann ist es also wahr?«, fragt Walsingham leise.

Er wirft Hatton einen verstohlenen Blick zu, als Cecil stumm nickt, doch sein Sekretär sitzt mit abgewandtem Gesicht da und schweigt.

»Sie ist noch nicht hergebracht worden, aber wir haben mit dem Knaben gesprochen. Sie wurde hier und hier von Kugeln getroffen.« Cecil deutet auf die jeweiligen Stellen. »Das hat genügt, um uns davon zu überzeugen, dass sie nur noch durch ein Wunder gerettet werden kann.«

»Oh Gott.«

Hatton starrt immer noch vor sich hin. Er bringt es nicht einmal fertig, zu Walsingham aufzublicken.

»Sir Christopher«, begrüßt ihn dieser. »Gott schenke Euch einen guten Abend. Es erstaunt mich, dass Ihr noch nicht auf dem Weg zur Burg von Sheffield seid.«

Es war Walsingham, der herausfand, dass Hatton Mary, die Königin der Schotten, aufgesucht hatte, als sie in Tutbury weilte. Wie ihm Hattons Kammerdiener später meldete, hatte sie ihm eine Privataudienz gewährt. Zwei Tage danach musste Hatton einen Apotheker zu sich bestellen und sein Gesäß mit gewissen Heilsalben behandeln lassen, weil seine Haut dort übel verletzt war, »wie bei einem dieser Flagellanten«.

Soweit Walsingham ermitteln konnte, ist Hatton seitdem nicht mehr nach Tutbury zurückgekehrt, aber ganz sicher kann man nie sein. Dafür hat Walsingham mit eigenen Augen den Brief gelesen, den Hatton kurz nach dem Besuch an Mary geschrieben hat. Darin schwört er ihr, dass er als Erster an ihrer Seite stehen wird, wenn Elizabeths letzte Stunde geschlagen hat.

Natürlich muss jeder Mensch die Zukunft im Blick haben, daran ist nichts Verwerfliches. Dennoch hat es Walsingham von Anfang an gewundert, dass Hatton auf die Idee kam, Elizabeth könne vor Mary sterben. Immerhin sind beide ungefähr gleich alt. Es sei denn, er wusste etwas ...

Erst jetzt rührt Hatton sich. Wütend fährt er hoch.

»Gottverdammte, Master Walsingham! Wie konntet Ihr das zulassen? Ihr seid doch der Maulwurfjäger hier! Man sollte meinen, dass Ihr diese elenden Viecher erwischt, bevor sie aus ihren Löchern kriechen! Mit all Euren Fallen und Intrigen, mit Euren Spitzeln und diesen an Pisse schnüffelnden Siegelbrechern! Aber sie haben nichts erreicht, oder? Und Ihr ebenso wenig! Großer Aufwand und nichts dahinter. Alles umsonst!«

Walsingham setzt sich mit ruhiger Miene.

»Ihr ereifert Euch, Hatton«, sagt er. »Und zwar recht stark für jemanden, der in dieser Angelegenheit Intrigen geschmiedet hat.«

Hatton springt so abrupt auf, dass sein Stuhl hinter ihm zu Boden poltert. Erregt drischt er mit den Fäusten auf den Tisch.

»Für Euch heißt es immer noch *Sir Christopher Hatton*, *Master Walsingham!*«, schreit er. »Wie könnt Ihr es überhaupt wagen? Wie könnt Ihr es wagen, mich einer solchen Ungeheuerlichkeit zu bezichtigen? Ich habe mich nie an irgendwelchen Machenschaften beteiligt, egal welcher Art!«

»Dann habt Ihr sie eben bloß ins Auge gefasst. Also, warum gebt Ihr es nicht einfach zu?«

»Es gibt niemanden, der der Königin treuer ergeben ist als ich.«

»Oh, sicher. Fragt sich nur: Welcher Königin?«, versetzt Walsingham.

Er nimmt an, dass es nicht allzu schwer sein dürfte, Hatton zu verhaften. Und wenn dieser Intrigant und Königin Mary bereits eine Vereinbarung getroffen haben, könnte der heutige Abend sogar die letzte Gelegenheit sein, einen solchen Schlag auszuführen.

Cecil hüstelt. »Meine Herren, das führt doch zu nichts. Wir müssen herausfinden, *was* geschehen ist, *wie* es geschehen ist und was wir in dieser Angelegenheit unternehmen können.«

»Fragt *ihn*, was geschehen ist! Fragt *ihn*, warum es geschehen ist!«, fordert Hatton.

Walsingham öffnet schon den Mund, um Cecil zu bitten, Hatton zu fragen, warum es seiner Meinung nach geschehen ist, doch Cecils wütender Blick lässt ihn verstummen. Jäh wird ihm bewusst, dass Hatton ja recht hat: Er – Walsingham – *hat* versagt.

Bekommen legt er die Hände auf die Tischplatte. Sie fühlen sich an, als gehörten sie einem anderen, einem Toten. Vielleicht ist es tatsächlich so ...

»Hast du in dieser Sache schon Erkenntnisse«, will Cecil wissen. »Weißt du, auf wessen Geheiß der Mord begangen wurde? Wer die Tat geplant hat?«

Zum ersten Mal in seinen vielen Dienstjahren als oberster Spion Ihrer Majestät muss Walsingham sich eingestehen, dass er nicht die leiseste Ahnung hat. Und diese Einsicht verunsichert ihn vollends. Ihm wird flau im Ma-

gen und schwindlig. Schweißperlen treten ihm auf die Stirn.

»Nein«, ächzt er schließlich.

»Nein?« Cecil starrt ihn fassungslos an. »*Nichts?*«

Der andere schüttelt fast unmerklich den Kopf. Wenn er jetzt den Mund aufmachte, würde sich der ganze Inhalt seines Magens über den Tisch ergießen.

Hatton stößt einen Laut aus, der halb Lachen und halb Seufzen ist. »Bei Gott, was habt Ihr denn die ganze Zeit *getan?*«

Walsingham erwidert nichts. Für ihn steht fest: Hatton täuscht sich, wenn er ihn einen Maulwurffänger nennt. Er ist vielmehr eine Spinne. Eine Spinne, die auf Geheiß Ihrer Majestät über viele Jahre hinweg mit Tausenden von Pfund aus dem eigenen Vermögen das ganze Land mit einem Netz aus feinen Fäden überzogen hat. Fäden gewoben aus zahllosen Informationen, die hin und her geflogen sind zwischen Männern und Frauen, ob von hohem oder niederem Stand, ob nah oder fern, sodass sich im ganzen Königreich nichts unbemerkt regen kann, ohne dass er davon erfährt. Er weiß alles.

Zumindest hat er das bisher geglaubt. Jetzt wird ihm klar, dass er sich getäuscht hat.

Und was gibt es wohl noch, was er nicht weiß?

Plötzlich starrt ihn Cecil an, als würde er ihn kaum kennen. Ausgerechnet Cecil, der sich auf ihn verlassen hat wie ein Krüppel auf seine Krücke. Und Hatton. Der Mann, der an den Hof gekommen ist, um seine Gavotten, seine Sarabanden und seine Saltarelli zu tanzen. Der Mann, der karamellisierte Mandeln isst und Rheinwein aus Silberbe-

chern trinkt, während er beim Maskenball im Palastgarten von Greenwich die frisch eingetroffenen Gäste beobachtet. Hatton, der durch schattige Gartenlauben schlendert und dabei Lieder über Liebeskummer singt, während die Königin hingebungsvoll an ihrer Laute zupft.

Und dann gibt es andere, die bei jedem Wetter auf Pferden unterwegs sind und denen am Abend die Hose von der wund geriebenen Haut geschält werden muss, damit sie nachts arbeiten können, um in der Morgendämmerung auf derselben Straße weiterzuziehen. Dann gibt es wieder andere, die das Abschlagen von Köpfen, das Herausreißen von Eingeweiden bei lebendigem Leib, das Strecken von Gelenkbändern und das Zertrümmern von Knochen anordnen müssen. Es gibt wieder andere, die in den Nächten von üblen Träumen heimgesucht werden und halb in ihrem eigenen Schweiß ertrunken sind, wenn sie aufwachen. Es gibt Männer, die von Nierensteinen geplagt werden, Männer, die humpeln, andere, die nach jahrelangem Brüten über Tintenkritzeleien bei schlechtem Licht halb blind geworden sind. Und dann gibt es noch einmal ganz andere, Männer wie Francis Walsingham.

Und jetzt blicken sie ihn an und fragen: *Was habt Ihr getan?*

»Versagt habt Ihr, das ist das Einzige, was es dazu zu sagen gibt, Master Walsingham!«, fährt Hatton fort. »Bei Eurer wichtigsten Aufgabe, die darin bestand, die Königin am Leben zu erhalten, habt Ihr versagt. Indem Ihr sie im Stich gelassen habt, habt Ihr das ganze Land im Stich gelassen. Es ist Euch nicht gelungen, die neue Religion

zu bewahren, obwohl sie Euch angeblich so viel bedeutet; und somit seid Ihr in allem gescheitert. Ihr habt uns im Stich gelassen. Die einzige Genugtuung, die uns bei all dem Versagen bleibt, ist, dass Ihr dabei Euch selbst als Versager bloßgestellt hab. Euch und Euresgleichen.«

Damit greift er auch Cecil an, und Walsingham erkennt, dass die Stimmung im Raum umgeschlagen ist. Hatton selbst scheint mit jedem Satz anzuschwellen wie eine mit Goldfäden behangene Kröte. Es ist, als saugte er alle Macht und Kraft von Cecil und Walsingham ab.

Ach, denkt Walsingham, würde nur Dudley, der Günstling der Königin, hereinplatzen und Hatton mit seinem von noch edleren Goldfäden gezierten Wams in den Schatten stellen.

»Glaubt Ihr etwa, Mary von Schottland wird auch nur einem von Euch für die Mühen danken, die es Euch in den letzten Jahren gekostet hat, sie hinter Schloss und Riegel zu halten?«, setzt Hatton nach und spricht damit aus, was längst nur allzu bekannt ist. »Glaubt Ihr etwa, sie wird vergessen, was Ihr ihr an Demütigungen und Unrecht zugefügt habt – ganz zu schweigen vom Tod so vieler ihrer Unterstützer, die auf Euer Geheiß das Leben verloren, während sie darauf gewartet hat, ihren rechtmäßigen Platz auf dem Thron einnehmen zu können? Glaubt Ihr nicht eher, dass sie verlangen wird, Euer beider auf Lanzenspieße Köpfe präsentiert zu bekommen?«

Wie merkwürdig, denkt Walsingham, dass wir, die wir uns bemüht haben, Elizabeth auf jede nur erdenkliche Weise das Leben zu retten, die wir Recht und Ordnung aufrechterhalten haben, nun auf einmal diejenigen sein werden, die den

Preis für ihren Tod zahlen müssen, während die anderen, die Wegelagerer und Mörder, bald schon mit Ehrungen überschüttet werden.

Der einzige Fetzen Genugtuung, an den er sich klammern kann, besteht darin, dass Königin Mary mit der von ihr in Auftrag gegebenen Ermordung ihrer Großcousine ihre ganz persönliche Büchse der Pandora geöffnet hat. Bei ihrer Krönung zur Königin von England wird sich jeder Protestant im ganzen Land ihren Tod wünschen und tatsächlich auch die Möglichkeit haben, eigenhändig dafür zu sorgen, dass sein Traum Wirklichkeit wird.

Dann wieder sagt er sich: *Oh nein, Mary wird niemanden für den Mord an ihrer Verwandten belohnen. Vielmehr wird sie sich von diesen Kerlen distanzieren, ihr Treiben öffentlich verurteilen und ihre Häse am Galgen strecken lassen.*

Zumindest würde er das an ihrer Stelle tun. Und danach würde er sein Werk fortsetzen und die alten Rechnungen mit all jenen begleichen, die Elizabeth treu geblieben sind.

Doch das sind Zukunftsvisionen. In der Gegenwart redet Hatton immer noch.

»Und als Erstes müssen wir die Königin von Sheffield aus – oder wo immer Ihr sie habt einkerkern lassen – in einem festlichen Umzug mit allen Ehren, die der rechtmäßigen Herrscherin von England zustehen, hierherbringen lassen.«

Es ärgert Walsingham zu sehen, wie Hatton aufgestiegen ist: von niedrig zu hoch, von schwach zu stark. Und all das verdankt er einem einzigen schmerzhaften Nachmittag, den er in der Gesellschaft der schottischen Königin

verbrachte – und einem Versprechen, das in dem Moment, da es gegeben wurde, übereilt erschienen sein mag, ihm jetzt aber offenbar nutzt, auch wenn er es ihr womöglich nur gab, um schnell das Weite suchen zu können.

»Und dann ...« Hatton spricht immer noch. »... werden wir mit der großen und langwierigen Aufgabe beginnen, in diesem Land den Status quo ante wiederherzustellen. Wir werden es zur wahren Religion – dem römischen Glauben – zurückführen und den ganzen Schaden wiedergutmachen, der durch das Techtelmechtel des Hauses Tudor mit der sogenannten reformierten Religion ange richtet worden ist.«

Cecils normalerweise rundliches, rotes Gesicht ist in sich zusammengesackt, sodass die Knochen hervortreten und seine Haut eher an einen schlaff herabhängenden, alten Wandbehang erinnert: staubig, ausgebleichen, von Motten zerfressen.

»Nun«, murmelt er, »wir wussten ja schon immer, dass es eines Tages geschehen würde. Dass wir irgendwann gezwungen sein würden, unsere Reisetruhen zu packen.«

»*Truhen?*«, wiederholt Hatton lachend. »*Truhen?* Das trifft es nicht einmal ansatzweise. Ihr werdet mehr als nur Eure Reisetruhen packen müssen. Ihr werdet Euer ganzes Leben zusammenpacken müssen – und zwar jeder von Euch! Und all Eure Spitzel mit ihren dunklen Gewändern und Eure widerwärtigen, hinterhältigen Agenten! Jeden schmierigen Strohhalm und sonstigen Judas auf Eurer Lohnliste! Denn ich sage Euch schon jetzt, dass die Rache derer, die Ihr in den letzten Jahren unterdrückt, denen Ihr Unrecht getan, die Ihr durch die Man-

gel gedreht oder sonst wie gefoltert und umgebracht habt, wahrhaft schrecklich ausfallen wird!«

Walsingham denkt daran, dass er allmählich nach Hause gehen muss, zurück in die Papey, wie er sein Anwesen liebevoll nennt. Er muss alle Spuren des Netzwerks vernichten, das er in den letzten zehn Jahren geschaffen hat. Vor allem muss er das Buch mit den Namen seiner Geheimagenten vernichten: Drake, Raleigh, Marlowe, Frobisher und sogar John Dee. Sollten seine Unterlagen Marys Agenten oder gar – Gott behüte – der Inquisition in die Hände fallen, dann würden selbst die schrecklichen Tage unter der Herrschaft von Königin Mary der Blutigen den Leuten vorkommen wie ein sonniger Tag im Mai. Und er weiß nur zu gut, wie das damals war: Die Luft schmeckte nach verbranntem Menschenfleisch, und Smithfield war mit Ringen aus fettiger Asche gesprenkelt, die in den Nächten von den Hunden aufgeschleckt wurden.

Cecil wirkt immer noch grau, aber nicht so grau, wie Walsingham sich fühlt.

Hat er irgendwelche Notfallpläne?, fragt sich Walsingham. Einen Beutel voller Gold unter dem Bett? Darauf wette ich. Und bestimmt hat er ein Haus in der Gegend um Poitou. Eines aus der Zeit der Kriege des alten Königs Henry. Eines, das ringsum von einer drei Fuß dicken Mauer umgeben ist, hinter einem Wassergraben voller Fische liegt und außerdem ein Gewölbe tief unter der Erde hat, das nicht nur mit ausreichend Schießpulver vollgestopft ist, sondern auch mit einem Jahresvorrat von diesem deutschen Wein, den er so gerne mag.

Er stellt sich Säcke voller getrockneter Erbsen vor,

die zusammen mit gepökeltem Fleisch und geräucherter Wurst von den Dachsparren herabhängen.

Himmel!

Und was ist mit ihm, Francis Walsingham?

Wie sich jetzt herausstellt, war er eine der elftausend Jungfrauen, die noch feucht hinter den Ohren waren. Während andere sich für den Fall der Fälle ein zweites Nest gebaut haben, hat er im Auftrag der Königin seinen ganzen Vorrat an Kerzen abgebrannt, ohne je einen Gedanken an sich selbst oder seine Familie zu verschwenden.

Er lächelt ein unsichtbares, wehmütiges Lächeln. Wenigstens etwas, wofür er dankbar sein kann: Er hat im Namen der Königin dermaßen hohe Schulden aufgehäuft – Geld, mit dem er seine Agenten bezahlt und sich an fremden Königshöfen den Weg geebnet hat –, dass nun nichts mehr übrig ist, was ihm die neuen Herrscher wegnehmen könnten.

Außer natürlich sein Leben und das seiner Angehörigen.

*Fluss Themse, London,
derselbe Abend in der ersten Novemberwoche
1577*

Dee sitzt mit offenem Kragen und über die Schultern gelegtem Umhang auf der Ruderbank und greift nach der Flasche.

»Beim Blut Gottes, John, was das nur ist? Was das nur ist?«

Robert Dudley, First Earl of Leicester, heißt der Mann, der ihm die Flasche gereicht hat. Jetzt, da sie sich Whitehall nähern, ist sie nur noch zu einem Drittel voll.

»Hast du das vorausgesagt? Hast du es in den Sternen gesehen? Ist es das, was dieses verdammte Ding zu bedeuten hat?«

Dudley zeigt in Richtung Bootsheck, über dem – wie hoch darüber, das ist eine Frage für eine andere Zeit – kalt und unpersönlich der Große Komet am Nachthim-

mel steht. Einen Moment lang bildet John Dee sich ein, die Erscheinung ergötze sich an der Katastrophe, die sie ausgelöst hat.

»Ich hätte mir jedenfalls eine Vorwarnung erhofft, du nicht auch, John?« Dudley wird jetzt lauter, als wollte er den Kometen in ihr Gespräch einbeziehen. »Etwas mehr Rücksichtnahme gewissermaßen. Ich meine, du bist ein Stern, ein Komet, aber sie war eine Königin, verdammt noch mal! Sie war *unsere* Königin!«

Dudley nimmt die Flasche wieder an sich, noch bevor Dee einen Schluck trinken kann.

»Darum geht es nicht«, sagt Dee.

»Was?«

»Verzeih mir, Robert. Ich ... ich glaube nicht, dass der Komet etwas mit Bess'Tod zu tun hat.«

»Nenn sie nicht so, John. Nenn sie nicht so.«

Darauf erwidert Dee nichts.

»Du hast ihr doch ein persönliches Horoskop erstellt, nicht wahr?«, wechselt Dudley nach einer Weile das Thema.

Wieder – immer noch – schweigt Dee.

»Stand darin, dass sie in einer Kutsche erschossen werden würde? In Waltham Forest? In diesem verdamnten Waltham Forest? Antworte mir, Dee! Stand das darin?«

»Natürlich nicht. Wie du sicher weißt, muss man Horoskope anders lesen.«

»Wieso? Wieso muss man sie anders lesen? Ich glaube, man muss sie wörtlich verstehen. Man geht zu jemandem, der sich ein bisschen mit so was auskennt. Zu diesem Franzosen beispielsweise ... wie heißt er noch? Der mit dem Stein?«

»Nostradamus.«

»Genau der. Man geht zu ihm, zahlt ihm dreißig Livres, und er sagt einem exakt, was man zu erwarten hat. Wenn die Königin *ihn* aufgesucht hätte, dann hätte er ihr gesagt ... ach, ich weiß nicht ... dass sie an dem bewussten Tag keine Kutsche nehmen soll, damit irgendein dahergelaufener Katholik sie nicht mit Eisenkugeln totschießen kann.«

»Angenommen, er hätte das voraussehen können – was er nicht konnte –, hätte er es ihr trotzdem verschwiegen«, erwidert Dee. »Denn als Franzose wollte er bestimmt, dass es geschieht.«

»Eben. Genau darauf wollte ich hinaus.«

»Außerdem ist er tot.«

Dee ist froh, dass Dudley vorhin mit seinem Boot am Ufer angelegt hat, um zu erfahren, ob Dee die Nachricht schon gehört hat, und ihn notfalls in die Stadt mitzunehmen.

»Es müssen Entscheidungen getroffen werden, John«, hat er das Gespräch eröffnet, und Dee nimmt an, dass das für jeden Haushalt im ganzen Land gilt. Wenn Königin Elizabeth wirklich tot ist und eine zweite Königin Mary das Szepter ergreifen wird, ist es womöglich an der Zeit, die Kruzifixe abzustauben, die alten katholischen Gebetsbücher hervorzukramen und die protestantischen in die Flammen zu werfen.

Jetzt genehmigt sich Dudley einen weiteren Schluck.

»Das Problem mit dir, John, ist ... Weißt du, was es ist?«

»Nein.«

»Willst du es wissen?«

»Nein.«

»Du gibst den Leuten einfach nicht, was sie wollen. Du erstellst ein Horoskop und übersiehst dabei, dass die Person, die dir für dieses Horoskop Geld gegeben hat, in der Woche nach Allerheiligen erschossen werden wird. Verstehst du, was ich meine? Das ist ein wichtiger Punkt für die Betroffenen. Für dich vielleicht nicht, aber für sie schon. Sie wollen genau darüber Bescheid wissen. Aber du verrätst es ihnen nicht, oder?«

Dee wünscht sich, Dudley würde den Mund halten.

»Verstehst du also, warum jemand vielleicht gar nicht den Wunsch hat, dich zu bezahlen? Oder dich zum königlichen Astrologen zu ernennen?«

»Bitte ...« Dee hat keine Lust, noch einmal mit alledem anzufangen.

»Es ist wie mit deiner Alchemie.« Dudley ist einfach nicht zu bremsen. »Du bist ohne Zweifel der klügste lebende Mensch. Du weißt alles. Und trotzdem gibt die Königin ihr Geld nicht dir, sondern irgendeinem dahergelaufenen zwergenhaften Holländer, von dem jeder weiß, dass er ein notorischer Betrüger ist. Wie hieß er doch gleich?«

»Cornelius de Lannoy.«

»Genau. Das war der Name. Und weißt du, warum sie das tut?«

Himmel! An einem anderen Tag würde er vielleicht mehr über Dudleys Erkenntnisse zu diesem kleinen Rätsel erfahren wollen, aber ganz sicher nicht heute.

»Das liegt daran, dass dieser Zwerg behauptet hat: ›Ich kann für Euch Gold im Wert von dreiunddreißigtausend Pfund herstellen. Und das kann ich jedes Jahr wiederho-

len. Jahr für Jahr.« Also hat sie ihm alles gegeben, was er wollte: Das Somerset House und jährlich eine Pension von hundertzwanzigtausend Pfund! Dazu alle Destillierkolben, Geistrohre, holländisches Glas ... was ein Alchemist eben so alles braucht!«

»Aber er hat nichts hergestellt!«, entfährt es Dee. »Sie haben ihn in den Tower gesteckt.«

»Das stimmt! Aber weißt du auch, warum? Es war Cecil, der ihn in den Tower werfen ließ. Allerdings nicht weil sie dachten, er hätte sie mit seiner Behauptung, er könne Gold herstellen, betrogen. Sie haben ihn eingesperrt, weil sie dachten, er *stehle* all das Gold, das er herstellt! Denn davon, dass er jedes Jahr Gold im Wert von über achthunderttausend Pfund produziert, waren sie nach wie vor überzeugt. Sie haben ihm geglaubt, verstehst du? Weil er ihnen das gesagt hat, was sie hören wollten.«

»Herrgott, Robert, jetzt ist doch nicht die Zeit ...«

»Aber was macht man, wenn jemand auf einen Zutritt und einen darum bittet, Gold zu fabrizieren?«

Dee seufzt. »Es ist nicht so einfach.«

»Genau!« Jetzt lacht Dudley lauthals. »Also faselt man etwas von Engeln und der Kabbala und dem Wahren Elixier. Man redet über verborgene Sprachen und erzählt den Leuten, dass eins plus zwei plus drei plus vier zehn ergibt, und tut dabei so, als ob das etwas ganz Besonderes wäre und nicht bloßer Zufall. Und weißt du was? Das Einzige, was die Leute wirklich wollen, ist ein Zauberer, der was von seinem Handwerk versteht.«

»Whitehall!«, kündigt der Fährschiffer an.

Gott sei Dank, denkt Dee.

Mit einem Seufzer schleudert Dudley die Flasche in den Fluss.

»Tut mir leid, John. Ich weiß nicht, was in mich gefahren ist. Ich wollte dir nur erklären, dass du ehrlich zu dir sein sollst. Damit du weißt, warum sie nicht ... warum sie dir das Leben nicht leichter gemacht hat. Aber sie hat dich geliebt, John. Darauf wollte ich eigentlich die ganze Zeit hinaus: Sie hat dich fast am meisten geliebt. Am meisten von *uns* allen, soll das heißen. Natürlich wäre da nie und nimmer etwas möglich gewesen. Aber das weißt du selbst. Sie wusste es auch. Du bist ein Gemeiner. Und bei Gott, sieh dich nur an! Du bist gekleidet wie ein Sack Scheiße. Aber sie ... sie hat immer gesagt: ›Wo ist mein John Dee? Er wird es wissen. Er weiß alles. Er ist meine Augen.« Ich habe dich beneidet; das haben wir alle getan. So viel Zeit hast du mit ihr verbracht. Im Tower. Ihr wart beide Gefangene. Dir wurde die Freiheit gestattet, oben auf der Brüstung des Bell Tower frische Luft zu schnappen, und sie ... Na ja, wenigstens das können sie euch nicht wegnehmen!«

Dee erinnert ihn nicht daran, dass auch er, Dudley, damals im Tower eingesperrt war. Allerdings war er in jener Zeit zu vielen Bedrohungen ausgesetzt, um Dees Gedanken über die *Monas Hieroglyphica* zu folgen oder auf Lady Elizabeth zu achten, die damals weit davon entfernt war, Königin zu werden. Zudem standen Roberts Vater und Bruder kurz davor, geköpft zu werden – ein Umstand, der jeden nervös macht –, und auch Dudley selbst hat in jenen Tagen verzweifelt darum gekämpft, diesem Schicksal zu entgehen.

Dee denkt an diese Zeit zurück – es ist nun schon mehrere Jahre her –, da er zum Privatlehrer jenes Mädchens ernannt wurde, das eines Tages, zur Überraschung vieler, seinen Weg gehen und Königin von England werden sollte. Bei Gott, wie begabt sie war! Das feuerrote Haar und diese Leidenschaft! Sie beschritt sämtliche Forschungswege, war ständig auf der Jagd nach Erkenntnissen, Wissen, Weisheit und Einsicht – wie ein Falke bei der Verfolgung eines Kiebitzes. Er hat ihr kaum etwas beibringen müssen. Es genügte, ihr die Richtung zu weisen, dann stürmte sie auch schon los. Seite an Seite, die Köpfe über Bücher gebeugt, haben sie glückliche Monate miteinander verbracht und alles in sich aufgesogen.

Natürlich war das zu Ende gegangen, wie das bei derlei Dingen immer der Fall ist. Nun ja, nicht jedes Mal enden sie mit einer Verhaftung, zumindest wenn es um die Erstellung von Horoskopen geht. Elizabeth war damals achtzehn und damit sechs Jahre jünger als er. Alt genug, um Herrin im eigenen Haus zu sein. Und vielleicht wäre sogar etwas daraus geworden, hätten die Planeten sie nicht in eine andere Richtung gezogen.

»Noch etwas«, meldet sich Dudley wieder zu Wort. »Erinnerst du dich an die Zeit, als du ihr das Leben gerettet hast? Auf ihrem Boot vor Limehouse? Ich war damals krank. Und danach hat sie mit Walsingham gesprochen, damit er sich um dich kümmert. Und zwar immer. Vielleicht nicht auf die Art und Weise, wie du es dir gewünscht hast. Er sollte ... Ach, ich weiß nicht. Er hat da wohl so etwas wie einen Geheimdienst. Du kennst Walsingham ja. Du sprichst mit ihm darüber. Du liebe Güte,

John! Was wird aus uns? Was sagen die Sterne darüber?
Über uns?»

Dee nimmt sich vor, sich all das später noch einmal durch den Kopf gehen zu lassen und zu versuchen, irgendwie daraus schlau zu werden. Aber im Augenblick plappert Dudley einfach munter weiter und schweift von einer Sache zur nächsten.

Dann, plötzlich, stupst das Boot gegen den Steg, und er gerät ins Taumeln. Dee kann ihn gerade noch auffangen.

»Himmelherrgott, wo ist die Flasche? Habe ich sie etwa ins Wasser geworfen?»

»Sie war ohnehin leer.«

Dee hilft Dudley, auf den Steg zu klettern, wo dieser schwankend stehen bleibt.

»Seemannsgang«, nuschelt Dudley.

Er riecht stark nach Ambra, Alkohol und Schweiß, ist aber nicht so betrunken, wie es den Anschein hat.

»Los, komm schon«, sagt er. »Lass uns Cecil suchen. Walsingham. Rausfinden, was, in Gottes Namen, diese Kerle zu alldem zu sagen haben.«

Die königlichen Leibgardisten erkennen Dudley auf Anhieb und treten auseinander, um ihn und Dee in seinem Schlepptau vorbeizulassen.

»Wo steckt Cecil?«, ruft Dudley ein ums andere Mal.
»Wo steckt Walsingham?»

Als sie in die Privatgemächer geführt werden, treffen sie auf Sir Christopher Hatton, der Walsingham Vorhaltungen macht, weil dieser es versäumt hat, ihn mit seinem Titel anzusprechen.

»Zeigt etwas mehr Respekt, Master Walsingham!«

Walsingham verdreht die Augen, doch wie Dee auf Anhieb bemerkt, hat es eine Veränderung in den Machtverhältnissen gegeben. Dann fällt ihm wieder ein, worauf Walsingham schon lange Wert legt: Alle sollen über Hatton und Mary, die Königin der Schotten, Bescheid wissen.

Plötzlich läuft es ihm eiskalt den Rücken hinunter. Wenn Hatton aufgestiegen ist, stimmt es wohl: Elizabeth muss tot sein.

»Was macht er hier?«, verlangt Hatton zu wissen und deutet auf Dee, der nicht dem Kronrat angehört.

»Und was tut *Ihr* hier?«, blafft Dudley zurück. »Immer noch?«

»W-w-was zum Teufel soll das bedeuten, Dudley?«, stammelt Hatton. »Ich bin ein vereidigtes Mitglied des Kronrats.«

»Ja, ja, natürlich seid Ihr das. Fragt sich nur, *wessen* Kronrats?«

Der am anderen Ende des Tisches sitzende Walsingham grinst. Es scheinen tatsächlich alle über Hattons Techtelmechtel mit der schottischen Königin Bescheid zu wissen.

Doch Hatton gibt sich nun ebenfalls amüsiert.

»Es besteht wirklich keine Eile. Ich genieße das alles«, behauptet er.

Dee nimmt das Gezänk zur Kenntnis, hört aber nicht wirklich hin. Er hat sich am entfernten Ende des Tisches postiert, und obwohl das sich in der geschliffenen Tischplatte spiegelnde Kerzenlicht nicht sonderlich hell leuchtet oder viel offenbart, liest er etwas Besonderes darin, wie eine Art Mitteilung. Seit jeher bemüht er sich, offen für derlei zu sein, sich stets der Möglichkeit bewusst zu sein,

dass Engel zu ihm sprechen könnten. Es geht nur darum, gewappnet zu sein, die Botschaft zu verstehen und richtig zu interpretieren, wie er sich oft sagt. Und darum, die Sprache, die der Erzengel für seine Nachricht wählt, zu beherrschen.

Plötzlich wird Dee von einer unnatürlichen Hitze überflutet, und er nimmt an, dass er zum ersten Mal in seinem Leben Mitteilungen aus der Sphäre der Engel erhält. Es ist, als wäre aus der geschliffenen Tischplatte die Kristallkugel einer Wahrsagerin geworden, und unvermittelt sind Dees Sinne schrecklich überreizt, als würden sie mit einer Distel malträtiiert. Bis zu diesem Augenblick hat er immer geglaubt, er brauche eine Art Übersetzer, jemanden, der ihm die Botschaften der Engelwesen erklärt und ihn so in die Lage versetzt, einen Sinn darin zu erkennen. Doch jetzt bündelt der Tisch die von der Engelsphäre ausgehenden Strahlen und reflektiert sie genau auf ihn. Vielleicht kann das nur in dieser Zeit der extremen kosmischen Krise geschehen, und auch bloß dann, wenn der Schleier zwischen den Lebenden und den Toten am dünnsten ist, nämlich an Allerheiligen oder eben in einem Moment, da die Seele einer gesalbten Königin von einer Sphäre in eine andere hinübergleitet. Aber jetzt scheint Dee so dicht wie noch nie davorzustehen, ein Verständnis der himmlischen Emanationen zu gewinnen – die anscheinend auch seine Stimme lenken.

»Nein«, sagt er laut.

Für einen Moment unterbrechen die Männer um ihn herum ihren Streit und drehen sich zu ihm um. Schon weiß er weder, was er gerade gesagt hat, noch, ob er etwas

hinzufügen will und was das überhaupt sein sollte. Es ist, als hätte eine fremde Macht seine Zunge unter ihre Kontrolle gebracht und benutzte seinen Körper als Instrument. Sein Blut fühlt sich an wie warmer Honig, sein Körper vibriert. Licht durchflutet ihn.

»Was?«, fragt Dudley.

»Nein«, wiederholt er. »Sie ist nicht dabei. Sie ist nicht bei den Engeln. Der heilige Michael. Er ... Sie ist ...«

Er verstummt. Sein Körper kühlt ab, und das Licht ist verschwunden. Jäh ist er wieder auf sich zurückgeworfen, bar jeder Erleuchtung.

»Herrgott«, flucht Hatton, »wovon redet dieser Trottel da?«

Die anderen beobachten Dee scharf, warten darauf, dass er weiterspricht.

Doch er bringt kein Wort hervor. Stattdessen kämpft er mit den Tränen.

Unvermittelt dringen aus einem abgelegenen Teil des Palasts Geräusche herüber, das Poltern vieler Füße, das Knallen zuschlagender Türen; dann Stimmen, eindringlich und grell. Jetzt fahren die Männer im Kabinettszimmer zur Tür herum, denn der Lärm schwillt an. Er klingt wie das gegen einen Kieselstrand brandende Meer und füllt Dees Ohren.

Als im nächsten Augenblick die Tür auffliegt, springen alle von ihre Sitzen, Licht strömt herein, und der Boden erbebt unter den Tritten von rotgesichtigen Männern, die alle nach nasser Wolle, Pferd und altem Leder stinken. Massige Kerle mit Brustplatten, Helmen, Stiefeln und Waffen füllen den Raum. Einen Moment lang glaubt

Dee, das seien Elizabeths Attentäter, die gekommen sind, um ihr Werk zu vollenden. Doch was diese Männer ausstrahlen, passt nicht dazu. Im Gegenteil, nun weichen sie einen Schritt zurück, und in ihrer Mitte offenbart sich, einer Perle gleich, niemand anders als die Königin höchstpersönlich, leibhaftig und unversehrt. Und auch wenn ihr Gesicht von Sorgen, Krankheit und Erschöpfung ausgezehrt ist, steht sie aufrecht da. Sie lebt!

»Eure Majestät!« Es ist Cecil, der als Erster Worte findet, ihr Schatzmeister.

»Wir haben Euch für tot gehalten!« Walsingham schreit es beinahe heraus.

»Bess«, murmelt Dee.

Obwohl sie müde und sichtlich erschüttert ist, lässt die Königin einen warnenden Blick aufblitzen. Dennoch gilt ihre Aufmerksamkeit jetzt nicht Dee, sondern Dudley, der auf die Knie gefallen ist und mit ausgestreckten Armen auf Ihre Majestät zu rutscht, unfähig, einen zusammenhängenden Satz auszusprechen.

»Lisch«, nuschelt er, »Liss ...«

Die Königin und ihre Kammerfrau – ist es Lettice Knollys? – weichen zurück. In einer Mischung aus Fassungslosigkeit und Abscheu starren sie ihn an. Hat er wirklich vor, die Arme um ihre Hüften zu schlingen und das Gesicht gegen ihren Bauch zu pressen?

Elizabeth wendet sich abrupt ab, und die Männer und Frauen um sie herum treten auseinander, damit sie sich diesem betrunkenen Irrsinnigen entziehen kann. Eilig verschwindet sie in ihr Schlafgemach. Hinter ihr bleibt Dudley auf den Knien zurück.

»Was, in Gottes Namen, hat das zu bedeuten?«, fragt Hatton jetzt Sir John Jeffers, der sich herrisch hereingedrängt hat, als gehörte der Raum ihm.

»Sie haben auf die falsche Kutsche geschossen!«, meldet Jeffers; er wirkt fast verrückt vor Erleichterung. »Die Königin ist in ihrer Toilettenkutsche gereist! Sie hatte Durchfall! Dünnschiss!«

3



*Whitehall Palace,
folgender Tag, erste Novemberwoche 1577*

Die Kirchenglocken läuten im ersten Licht des Tages, während die ganze Stadt verwirrt, aber begeistert die glückliche Wendung des Schicksals feiert und die Berater Ihrer Majestät sich erneut im Kabinettszimmer des Whitehall Palace versammeln, um die Untersuchung des Attentats einzuleiten.

Mit dabei ist auch Dudley. Die Buntglasscheiben des Fensters lassen seine schlaffe Haut grünlich erscheinen. Mit geschlossenen Augen und am ganzen Körper schwitzend, lässt er sich nieder.

Cecil, der neben ihm Platz nimmt, ist wenigstens gewaschen und wirkt von den vieren noch am frischesten. Er hält mehrere Schriftrollen umklammert, und seine Miene verrät dabei die Erleichterung eines Mannes, der gerade von einem gewaltigen Haken gelassen wurde.

An seiner anderen Seite nimmt Walsingham Platz. Er

fühlt sich so zerschlagen, als wäre er vom Pferd gefallen. Dazu hat er fürchterliche Zahnschmerzen, und all seine Glieder tun ihm weh. Im Augenblick vermag er keinen klaren Gedanken zu fassen. Wie Cecil befragt er seine Dokumente. Doch so erbärmlich er sich auch fühlt, der Gedanke daran, wie schlecht es erst Sir Christopher Hatton ergehen muss, der isoliert am anderen Ende hockt, die Augen starr auf die Tischdecke gerichtet und immer noch unter Schock nach der plötzlichen Wendung der letzten Nacht, muntert ihn doch auf.

Anwesend ist auch Walsinghams Privatsekretär Robert Beale, der heute Morgen immer noch verärgert wirkt, nachdem er gestern Abend mit Engelszungen auf die Ratsherren eingeredet hat und es ihm trotzdem nicht gelungen ist, die Nachricht von der Rettung der Königin unter Verschluss zu halten, damit er beobachten kann, wie sich das Komplott nach dem vermeintlichen Erfolg weiterentwickelt hätte.

»Hätten wir die Kunde von ihrem Überleben doch nur noch ein klein wenig zurückgehalten. Dann hätten sich diejenigen, die hinter dem Attentat stecken, aus der Deckung gewagt und wir die ganze Kette bis zum Kopf der Bande verfolgen können.«

Natürlich hat er recht, und Walsingham weiß das. Jeder weiß das. Entsprechend sind alle niedergeschlagen, insbesondere Walsingham, der gestern Abend in Panik geriet und fast übergeschnappt wäre, als ihm bewusst wurde, was er alles verloren hätte, wäre die Königin tatsächlich gestorben. Nur der jüngere Beale, bei dem viel weniger auf dem Spiel steht, hat einen kühlen Kopf bewahrt.

»Eine gute Gelegenheit wurde versäumt«, gibt Walsingham nun zu.

»Dann müssen wir eben ... Ja, was? Wie können wir die Fährte der Attentäter aufnehmen? Jetzt ist alles vorbei, und die Kerle sind in der Dunkelheit verschwunden.«

»Heute Morgen haben wir eine dringende Botschaft an alle Agenten gesandt, die hinter den Linien der Papisten arbeiten, und diejenigen alarmiert, die den Auftrag haben, Mary von Schottland auf ungewöhnliche Aktivitäten hin zu beobachten«, erklärt Walsingham. »Vielleicht lässt sich so eine Verbindung zwischen ihr und den Schützen nachweisen. Außerdem haben wir Männer losgeschickt, damit sie sämtliche Sheriffs, Konstabler, Nachtwächter und Kirchenmänner in der näheren Umgebung vernehmen; kurz, wir werden das ganze Gebiet nach Spuren der Attentäter durchkämmen. Den Einschusslöchern in der Kutsche Ihrer Majestät nach zu urteilen, müssen es mindestens zwölf Schützen gewesen sein. Eine derart große Bande wird man zwangsläufig bemerkt haben. Sie *muss* irgendeine Spur hinterlassen haben. Gastwirte, Schmiede, Kuriere ... irgendjemand hat sie ohne Zweifel auf der Landstraße gesehen. In Pferdeställen, Gaststätten, dieser Art von Häusern. Wir werden sie finden.«

»Aber woher wussten sie, dass sie genau zu dieser Zeit an genau diesem Ort sein mussten?«, sinniert Cecil.

Eine sehr gute Frage. Es ist leicht genug, irgendwo am Straßenrand zu stehen und mit einer Hakenbüchse auf eine vorbeifahrende Kutsche zu feuern, überlegt Walsingham. Das könnte sogar ein Kind. Aber ein solches Unterfangen wird umso komplexer, je mehr Männer man daran

beteiligt. Der Schwierigkeitsgrad steigert sich weiter, wenn man es auf eine bestimmte Person abgesehen hat, und wächst sich schier ins Unendliche aus, wenn diese Kutsche die Königin von England transportiert – eine Kutsche, mit der niemand gerechnet hat und mit der sie am betreffenden Tag eigentlich gar nicht hätte reisen sollen.

Waren die Attentäter einfach Glückspilze, weil sie genau zu dem Zeitpunkt am Straßenrand standen und funktionierende Hakenbüchsen hatten, die mit Kugeln geladen waren, die trafen, als die Königin vorbeifuhr? Oder waren sie Pechvögel, weil sie letztlich scheiterten?

»Vielleicht gab es ein Signal? Eines aus Hatfield, das ihnen den Aufbruch Ihrer Majestät meldete?«

Möglicherweise.

»Ich werde den Haushofmeister um eine Auflistung der ihm untergeordneten Bediensteten bitten«, verspricht Beale. »Aber wir müssen auch an das Personal Ihrer Majestät denken.«

»Wir werden ihre Dienerinnen vernehmen müssen«, meint Hatton. »Das werde ich gerne für Euch übernehmen.«

Walsingham dankt ihm. Er ist über jede Hilfe froh, denn die Königin reist für gewöhnlich mit genügend Männern, Frauen und Kindern, um ein großes Dorf zu bevölkern, vom Kaplan – davon gibt es sogar vier – bis hinunter zu den Lakaien, von denen sie gewiss zwanzig hat. Eine wirklich hübsche Liste, die es abzarbeiten gilt.

»Wem könnte sie als Erstes ihren Wunsch, nach Whitehall aufzubrechen, anvertraut haben?«, fragt Cecil in die Runde.

